

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Wenn er mit ihm zusammen war, wenn er ihn ansah, dann wurde der Glaube an das, was er tat, immer stärker. Marek hatte so viele tausende Male das Wort Volk gelesen, gehört und ausgesprochen, so gut verstand er diese Angelegenheiten und war ihnen treu hingegeben, aber erst vor diesem einfachen Bauern erkannte er die wahre Bedeutung dieses Wortes, — nicht wie es in der Literatur, in der Polemik, im Programm sich ausdrückt, sondern in diesem grausamen, ungreifbaren und die Anstrengungen des Menschen verhöhnenden Leben. In seiner Nähe konnte er erst die Nähe und Ferne, die Schwierigkeit und die Möglichkeit des Sieges ermessen. Und er begriff ohne Phrase und ohne Doktrin erst dann in Wahrheit, daß der Proletarier mit dem Hammer sein Glück nicht schmieden wird, bevor er nicht der Bauer mit seinem Pflug auch für sich herausgedankt hat.

Er erkannte die Kraft und die Schwäche des Bauern, seinen Verstand und seine Unwissenheit, seine Vorurteile und seine Hellsichtigkeit — und eines Tages, eben vor diesem Drawiec, ergriff ihn und befestigte sich für immer in ihm die Liebe zu der Seele des Bauern, wie es ihm trotz aller Anstrengung beim Arbeiter nie recht gelingen wollte. Er wunderte sich nicht mehr darüber und war dadurch nicht beunruhigt. Es befestigte sich in ihm die Erkenntnis: hier auf diesen weiten Feldern, aus dieser Erde wird wie ein Kornfeld das ungezählte Aufgebot kräftiger Soldaten erstehen. Hier in der Ruhe lag von Urbeginn an die Kraft, ohne welche die stürmischen Bewegungen der Städte sich unnütz aufreiben und zugrunde gehen.

Darum kam er in diese ländliche Stille, mit seinem heißen Wort und mit den Waffen. Ihm auf dem Fuße folgt der Tod, der Umsturz, das Weinen der Witwen und der Waisen, die Gedanken der Verurteilten in ihrer letzten Stunde, und lange Jahre Zwangsarbeit. Sie sind ihm auf der Spur, diese Gespenster der Niederlage und die grausamen Opfer des Krieges, wie der Staub, der seinem Wagen folgt!

Er fühlte kein Mitleid mit sich, aber mit diesem Menschen, der sterben, den der Tod vor der Zeit hinwegraffen sollte. Fast mußte man sich wundern, daß er diesem kräftigen Bauern beikommen sollte, fast war es nicht glaublich, daß dieser wohlgeratene Mensch, der Genosse Drawiec, so auf einmal mit allem verschwinden sollte, mit seiner Kraft und Gesundheit, arbeitsam und nützlich wie er war. . . Marek trat eine Träne ins Auge bei diesem Gedanken. Drawiec aber hätte wohl weit den Mund geöffnet, wenn ihm der Genosse das alles geäußert hätte, was er in dem Augenblick empfand. Er hätte wohl nichts verstanden, es hätte ihm auch wenig gefallen. Darum schwieg Marek. Drawiec aber fuhr in seinen Reden fort:

„Der eine ist ruhig, weil er geduldig ist, oder weil er ein Strohkopf ist. Und einem andern, vielleicht gerade einem Guten, dem sitzt das Gift in der Kehle, und er weiß sich keinen Rat. Es gibt so hitzige Leute. Ein solcher hält es nicht lange aus. Er wird sich irgendwo verbergen, wird sich im stillen fortmachen von den andern und sich, weiß Gott, sogar mit einem Schinder zusammenschließen. — Und was ist die Folge? Er wird sich an die eine oder die andere Kronfasse heranzumachen, einen Gendarmen totschlagen und dann auf der Landstraße erscheinen, einem Bauern, einem Juden den Weg verketzen, wenn sie in der Nacht vom Markt zurückkehren. Schon manchen hat der Eigensinn und die Trennung von den Genossen zugrunde gerichtet. Aber anders hält er es nicht aus. Oder man sehe sich auch unsere Leute im Dorf an: das macht sich lustig, das spottet, das wundert sich. Was zum Teufel, heißt es, sitzt ihr einer mit dem andern so still? Hat die Partei euch Eier zum Ausbrüten untergelegt? — Die dummen Viecher machen sich jetzt über die Kampfgenossen lustig und sagen: ihr heißt wohl die Furchtbaren, weil ihr euch fürchtet? — Darum ist auch schon mancher ausgerissen. . .“

„Also wissen alle schon davon? Das ist schlimm. . .“

„Im Dorf läßt sich nichts verbergen. Da sitzt alles auf

einem Haufen. Unsere Leute kennen einander; der eine errät was, der andere beobachtet, wer so zu uns gefahren kommt, und wieder ein anderer hat vielleicht gehört, wie wir das Schießen üben. . . Die Weiber verstehen es nicht, die Zungen zu wahren. . . Wie das so im Dorf ist. . .“

„Und fürchtet Ihr nicht Zuträgereien und Verrat?“

„Es gibt wohl solche Galunken. Wo wären sie denn nicht? Aber die haben ihr Fett weg. Denn mit dieser Bande haben wir um Ostern herum ein bißchen aufgeräumt. Sonst aber wird wohl kaum einer anzeigen. Und wenn so einer einen hereinlegen sollte, kann man ein Feuerchen anmachen und ihm dann den Rest geben. . .“

„Wie weit ziehen sich diese Wälder?“ fragte Marek.

„Nach links eine Meile und nach rechts zweimal so weit. Man kann in einer Stunde durchkommen, nur daß man besser fahren als wir. Ein großes Stück Wald. Zum Teil Gemeindegut, im ganzen gräulich. Hier sind zweimal im Jahre große Jagden. Die Wälder laufen bis zur Station Lasel und stoßen dort mit dem Malwierzyskiwald zusammen. Gewaltige Wälder, Staatswälder. Und in diesen Schluchten hier hielt sich während des Aufstandes (1863) eine starke Abteilung — ich weiß nicht mehr, wie der Anführer hieß. Sie hielten sich vom Winter bis gegen den Herbst hin, bis die Uebermacht kam und sie umfaßte, so daß wenige nur entkamen. Sie sind hier überall begraben, wo man gerade einen fand. Und an einer Stelle, wo ein größerer Haufen fiel, befindet sich noch ein Hügel und eine Figur mit einer Inschrift. Dort liegt der Anführer, viele Herren und Volk. Auch Leute aus unserem Dorf haben bei ihrer Bestattung mitgeholfen. Vor fünf Jahren lebte noch ein Pfarrer im Dorf Garno, der mit Leuten aus dem Dorf dabei gewesen ist. Der geistliche Herr gab acht, daß Papiere, Geld, Kostbarkeiten sowie Uhren und Ringe gesammelt wurden, und hat mit dem Gelde eine neue Kirche zu bauen begonnen. Wir werden an ihr vorbeikommen.“

„Wie weit ist es bis zu dem Grab?“

„Nicht weit. So an dreihundert Schritt vielleicht. Nur ist es unwegsam, durch Morast und Löcher. Wollt Ihr es ansehen?“

„Ja, gern. Wie kommt man hin?“

Wald zweigt eine tiefe Erdfurche seitwärts vom Weg nach links ab. Dort ist ein Fußpfad unter dem Hügel bis zu einer engen Stelle, wo zwei Felsen aneinanderlehnen. Daran muß man vorbei und sich gleich rechts halten, immer unter der Wand, bis man an eine ebenere Stelle kommt, auf eine kleine Wiese. Auf dieser Wiese ist eine Erhöhung von Eichen bestanden; — man erkennt es gleich. Ich würde Euch hinführen, aber man kann die Pferde und die Sachen nicht allein lassen. . .“

Nach einer Weile stieg Marek vom Wagen und verlor sich in der tiefen engen Furche. Alles hier war noch voll Tau und Kühle. Die kalten Tropfen auf den hohen Gräsern und Sträuchern spritzten ihm ins Gesicht. Man hörte das Sägen der Grillen und spürte den bitteren Duft des wilden Thymian. Zu beiden Seiten starbte der graue Eis, faßl gelegt durch Schnee und Regen, mit seinen scharfen Spitzen heraus wie die Knochen verwester Leichen. Er ging schnell, als wäre es ihm eilig um etwas, wodon er sich noch keine Mechenhaft geben konnte. Lange mußte er sich zwischen Fels und Sträuchern durcharbeiten, mit den Händen nach den stacheligen Zweigen des Schlehorns greifen. Schon war er nahe. Er trat in die Sonne hinaus.

Er befand sich auf einem flachen Hügel und ging geradeaus durch dichtes Gras und durch die zwerghaften Sträucher des Wacholders zu der Baumgruppe hin. In ihrem tiefen Schatten blieb er stehen. Unter der niedrigen Kuppel der Blätter, in einer grünlichen Dämmerung, lag der flache Grabhügel, mit vertrockneten Blättern der Eichen bedeckt. Und in der Mitte stand ein schwarzer, schon morsch gewordener Pfahl mit einem Einschnitt oben, wo einst der wagerechte Arm des Kreuzes befestigt war. Marek heftete sein Auge auf die Erde zu Füßen des Kreuzes. Eine Frage stieg in ihm auf und wartete. Würde er mit diesen längst Verstorbenen Zeit und Tod tauschen? Reidete er ihnen ihr Grab oder dachte er an das seine? Erkannte er plötzlich die Wichtig-

Zeit aller menschlichen Dinge? .. Eine grenzenlose, von keinem Gedanken abgeschwächte aufrichtige Rührung stieg ihm bis an die Kehle. Jede Ueberlegung, jede Erwägung schweig — verschwand. Die Seele warf sich in ihrer ganzen Nacht auf diese Erde und ehrte das alte Grab.

Niemand kam jemals hierher. Seit jenem Tage vielleicht, als eine barmherzige Hand dieses Kreuz hergepflanzt hatte und die vier jungen Eichenstämmchen, die man im späten Herbst aus dem nahen Dickicht ausgegraben. Die Bäume waren mächtig, kräftig gewachsen, wenn auch die knorrigen Nester nach der Seite sich neigten und niedrig über der Erde sich breiteten. Ihre Spitzen berührten das wilde Dickicht des Schlehdorns und Wacholders. Alles rings war von Gras und Grün überwuchert. Jemand zwischerten die Vögel, summten Bienen, und in der dämmerigen Krypta herrschte kirchliche ernste Stille. Röhle und Feuchtigkeit schlugen vom Grabhügel entgegen und der Duft alter Blätter, die zu Allerheiligen im Spätherbst herunterfielen und sich Jahr um Jahr anhäuften. Keines Menschen Hand legte Kränze hier nieder, diese Erde saugte niemandens Tränen auf . . .

[Fortsetzung folgt.]

Zwei Familien.

Von Remirowitsch Dantschenko.

Die Kerze waren verzweifelt, als man die riesige türkische Kaserne dem „Roten Kreuz“ als Spital einräumte. Es schien, als hätten Tausende von Menschen die Luft verpestet, schwarze Fettsäure auf den Mauern und Pfählen auf den Fußböden zurückgelassen, die Fenster mit ihrem kranken Atem beschmückt . . .

Drei Tage mußten die Kranken auf Stroh gebettet draußen auf der feuchten Erde liegen. Die barmherzigen Schwestern wuschen und reinigten, den Ekel unterdrückend, die türkischen Kloaken, drei Tage waren alle Fenster geöffnet, und als die Kranken endlich in reine Betten gelegt, mit warmen Decken zugebedt wurden, als die Desinfektionen und die Schwestern die heiße Suppe verabreicht hatten, schlossen einige hundert Menschen selig die Augen.

Einer von zehn war in dieses Paradies geraten . . . neun waren auf dem Wege, im verhängnisvollen Schweigen der verlassenen Röhre, oder im lebrigen Schlamme der schrecklichen Landstraße zurückgeblieben. Die Schlafenden träumten von schwarzen Raben, hungrigen Hunden; sie erwachten für einen Augenblick, sahen sich um, begegneten dem düsteren Schein der brennenden Lampe . . . in der Nähe, zeichnete sich die Silhouette der barmherzigen Schwester ab; der Kranke lächelte glücklich, warf sich in die Kissen zurück und schlief wieder ein. Die Wunden schmerzten, ein nagendes Gefühl hobte in den zersplitterten Knochen, aber die Müdigkeit und die Wärme waren stärker als die Schmerzen . . .

Zwei liegen neben einander . . . Gesicht gegen Gesicht . . . Sie schweigen: der Haß und die Bosheit sind auch jetzt nicht verstummt.

Der eine ist schwarz, mit einer gebogenen Nase und brennenden Augen. Der andere blond, aus den hohen Rhodoper Bergen. Er betrachtet den Türken und kann nicht begreifen, warum man ihn aufgelesen und hierher gebracht hat. Wenn solche wie dieser die Arme erhoben und sich mit dem Aufschrei „Tesslim!“ auf ihn stürzten, kannte er, der Sohn eines im türkischen Kerker gefolterten Vaters und der geschlachteten Mutter, kein Mitleid.

Eins. Das Bajonett in die Brust, ein kräftiger Aush — und das befreite Bajonett in eine andere, unter ebenso erbobenen Armen. . . „Tesslim.“ . . . Als seine Mutter vor den Türken niedergekniet war, zogen sie diese nicht an den Haaren, schnitten sie ihr nicht den Hals durch, wie einem Schaf? . . .

Die russischen Ärzte pflegen ihn, sie wissen nicht, was für ein Volk das ist . . . und die Schwester streichelt zärtlich seinen Kopf . . . in der Nacht geht sie an sein Bett und reicht ihm einen erfrischenden Trank.

Nicht einmal nur hatte der Sohn der Rhodoper Berge Lust vom Bett hinunter zu steigen und den Türken zu erdroffeln. Wie darf er hier neben ihm liegen? Er, der sicherlich genug Verherungen unter den Christen angerichtet hat. Die Schwester füttert ihn mit Reis, sie gibt ihm Tee. Denn selbst kann er nicht essen — beide Arme sind zerschmettert. Als sie sich dem Bette des Bulgaren nähert und ihm das Essen reicht, stößt er ihre Hand zurück. „Geh, gib es dem türkischen Wolf. Ich mag nicht essen; Ihr Russen kennt keinen Unterschied zwischen uns und diesen.“ Die Schwester blickt ihn verwundert an. Der Verwundete fährt mehrmals mit der Hand über seinen Hals und zeigt auf den Türken. „Das muß man mit ihm machen, nicht ihn pflegen und nähren. . .

Heute hat ihm der Arzt den Verband abgenommen und einen frischen angelegt. Am liebsten hätte er sie ihm heruntergerissen . . . möge er nur verbluten.

Einmal begann der Türke zu reden; der Sohn der Rhodoper Berge versteht seine Sprache, aber er wendete sich ab und spuckte aus. Seither schweig der Türke und schrumpfte zusammen unter

den Blicken des Bulgaren. Er schien zu erraten, welche Gedanken sich im Kopfe des Feindes bewegten. In der Nacht schrie er vor Angst auf, als der Christ sich im Bette erhob. Und plötzlich flüsterten unter dem dunklen Schnurrbart seine blassen Lippen: „Wir sind beide unglücklich und Allah ist über uns beiden. Meine Kinder weinen um mich. Du hast wahrscheinlich keine Familie, weil Du mich so anblickst? Du verlierst nichts, aber ich, wenn ich sterbe? wer wird meine Kinder ernähren?“

„Deine Brüder dachten nicht daran, als sie meine Mutter abschlachteten.“

„Überall gibt es böse Menschen. Zu Hause war ich ein Bäcker, das war meine Beschäftigung.“ „Die altgebackenen Brote verteilte ich unter die Hungrigen; ich fragte nicht, wohin sie gehen — in die Kirche oder in die Moschee.“

Etwas bewegte sich im Herzen des Bulgaren. Er wendete dem Türken den Rücken zu. Überall gibt es böse Menschen . . . nun, wo waren die guten, wenn solche, wie Jer, die kleinen Mädchen in Ahvaly und Asbua vergewaltigten und schlachteten. . . .

Am Morgen stöhnte der Türke. Der Arzt näherte sich zuerst dem Bulgaren.

„Geh“ erst zu dem Türken, er hat größere Schmerzen, der Verwundete.“

Die Schwester brachte den Tee.

„Gib erst diesem Hund. Er lagte die ganze Nacht über Durst.“

„Schade, daß man mich nicht gewedt hat.“

„Warum schade?“

„Ich hätte ihm zu trinken gegeben.“

„Man tat es ohne Dich.“

Der Bulgare schämte sich zu gestehen, daß er es war, der einige Male aufstand und dem Türken zu trinken gab.

Aber nicht nur die Scham bewegte sein Inneres. Er erinnerte sich auch, wie die türkischen Behörden bald einen alten Priester, bald einen jungen Volkslehrer, oder auch einen Bauer fortführten. Keiner war zurückgekehrt auf die kühlen Höhen der Rhodoper Berge. Faulten sie in den Kertern, oder wurden sie aufgehängt? In den Liedern besang man das Leben des freien Bulgaren zu der Zeit, als die asiatische wilde Horde noch nicht gekommen war. Wie grün waren die Wiesen gewesen auf denen die Büffel weideten, wie schön die Gärten. Alles haben ihnen die verfluchten Türken genommen . . . Der Verwundete fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß. Er wendete sich jäh um und schrie heiser:

„Woher bist du?“

„Ich? Aus Aleppo.“

„Ich habe nie von einer solchen Stadt gehört. Ist es weit von Rhodop?“

„Was für Rhodop?“

„Unsere Berge . . .“

„Wir haben keine Berge. Bei uns brennt die Sonne.“

„Das ist weit, weit. Man muß über ein Meer fahren und noch über eines. Der Himmel ist blau und der Sand — wie Gold. Ich lebe in der Nähe des Wassers; über meinem Dache wachsen drei Palmen und auf dem Dache spielen meine Kinder. Zwei.“

„Mädchen?“

„Ein Mädchen und ein Knabe. Die Dummen. Sie wollen den Schatten der Palmen auf dem flachen Dache auffangen. Im Hofe hab' ich einen großen Ofen. Für das Brot. Unter den Fenstern wachsen Blumen, sie riechen wie im Paradies. In der Nacht scheint der Mond und die weißen Lilien sehen wie Kindergepäcker aus. Ach, wie herrlich ist es bei mir zu Hause!“

„Auch bei uns war es gut, bevor solche wie Du kamen und uns alles wegnahmen.“

„Allah wird sie strafen. Man darf den Menschen nicht ihre Gärten und Felder nehmen.“

„Es sind bereits fünfhundert Jahre vergangen und erst jetzt ist die Zeit der Vergeltung gekommen.“

„Unser Leben hier gleicht dem Schatten einer Wolke; es erscheint und verschwindet. Mein Junge will den Schatten der Palms haben. . . .“

Der Türke preßte die Augen zusammen, um die Tränen zurückzuhalten.

„Und hast Du an die Kinder gedacht, die Deine Brüder umgebracht haben?“

„Meine Brüder sind auch Arbeiter wie ich. Sie selbst werden von den Behörden ausgeraubt. Wir leben wie das Gras unter den Hufen der Ochsen. Wir zittern täglich vor der Möglichkeit, zerdrückt zu werden. Wollte ich denn in den Krieg gehen? Mein Backofen wird einstürzen ohne mich. Mein Weib ist zu schwach, sie kann ihn nicht heizen. Ich brachte täglich zweihundert Brote fertig. Wer wird meine Kinder ernähren? Die Brüder haben ihre eigenen Familien: einer ist kränklich, ein blindes Pferd hat ihm im Felde einen Schlag mit dem Huf in die Brust versetzt; der andere ist Wasserführer in Aleppo. Wie viel kann er verdienen? Sein Esel kann nicht viel Wasser schleppen, wir einfachen Menschen können uns leicht verstehen. Wenn wir das Leben auf Erden machen würden, würde es nie einen Krieg geben.“

Einfache Menschen! Solche einfachen Menschen wie er waren auf die Berge gestiegen und hatten geraubt und gemordet.

Der verwundete Bulgare betrachtet den Türken und denkt: sie sind alle gleich. Er spricht so sanft . . . er schleppt dasselbe Joch . . . aber hört er die Predigt seines Mullah an — so wird er zum Tier . . .

Der Bulgare lag lange, den Blick von dem Türken abgewendet. Er ist ein Feind, ein ewiger Feind . . . aber plötzlich lachte er laut auf. Der kleine Türke will den Schatten der Palmen auf dem Dache auffangen, ganz wie der kleine Jonko. Er ist drei Jahre alt und jagt den goldenen Sonnenstrahlen nach. Der Wind bewegt die Bäume, die Sonnenstrahlen beleuchten den Weg und Jonko hascht mit seinen kleinen Händchen nach ihnen.

„Ich habe . . . auch Kinder . . .“
„Wirklich?“ die Lippen des schwarzen Türken lächeln.
„Drei — Jonko ist 3 Jahre alt, die andern zwei sind Mädchen. Gut, daß meine Wunde leicht ist, der Krieg geht bald zu Ende, und ich werde sie wieder sehen . . . man wird uns gutes Land bei Adrianopol antweisen; mein Jonko wird nicht auf steinigem Boden sein Brot säen müssen, wie ich . . . er wird gutes Brot essen . . . Im ersten Jahr will ich Tabak pflanzen, ihn dann verkaufen und noch Land kaufen . . . ich habe die Erde betrachtet, als man mich hierher führte . . . herrlich. Diese Erde ist unschätzbar. Mein Jonko ist klein, wir sind alle klein, aber kräftig, wie unsere Esel; sie sind ebenfalls klein, aber widerstandsfähig. . .“

Die Schwester betritt in der Nacht das Krankenzimmer. Alle schlafen, manche stöhnen im Schlaf. Sie reicht den Verwundeten eine Erfrischung, streichelt und beruhigt sie. In einem Winkel des Krankenzimmers bewegt sich etwas. Der Bulgare steht über das Bett des verwundeten Türken gebengt. Die Schwester erschrickt. Sie weiß, wieviel Haß und Rache sein Herz erfüllt: „Herrgott, was macht er dort mit dem Gefangenen? Will er ihn am Ende droffeln?“ Er sagte ja neulich: „Man sollte ihn lieber umbringen, den Verruchten.“ Und man kann es ihm nicht verübeln; was kann man von diesem gequälten, erbitterten Volk verlangen?“ Sie schreitet rasch hin und bleibt stehen. . . . Weder der Türke, noch der Bulgare bemerken sie, der Türke weint. Der verwundete Christ steht über ihn gebeugt und — sie errät es an seiner Stimme — beruhigt den Aermsten. Er gibt ihm zu trinken, setzt sich auf sein Bett, nimmt seinen Kopf und flüstert ihm etwas ins Ohr.

„Petko!“ ruft die Schwester.
Der Bulgare wendet sich um.
„Was hat er?“
„Er hat geträumt, er wäre tot . . . und der Beamte nähme ihm seine Palmen weg . . . dieselben, deren Schatten sein Junge auf dem Dache fangen will . . . er sah seine Frau vor dem Beamten knien und um Schonung flehen . . . aber dieser stieß sie aus dem Hause mit den Worten: „Allah sorgt für die Armen und Verlassenen, das ist seine Pflicht.“

Die Schwester setzt sich auf die andere Seite des Bettes und lauscht . . . Wieviel Zärtlichkeit in der Stimme des Bulgaren liegt, . . . und wie sich die sehne Seele des Verwundeten dieser Lieblosigkeit hingibt . . . Die Lider schließen sich über den entzündeten Augen; der Atem wird ruhiger. Die Schwester legt die Hand auf seine heiße Stirne; die Temperatur ist sicherlich gestiegen. Sie möchte ihm gern das Thermometer einlegen, fürchtet ihn aber zu wecken . . .

„Geh schlafen“, bittet sie der Bulgare, „du bist müde, ich bleibe bis zum Morgen bei ihm.“

Und dann, als ob er sich entschuldigen wollte:
„Er ist ein Verruchter, aber er hat einen Knaben, wie mein Jonko; ein dummes Kind . . .“ Er will die Palmenschatten auf dem Dache auffangen und mein Jonko jagt den Sonnenstrahlen nach . . . sie werden beide aufwachsen . . . die Väter haben gekämpft — sie erwartet ein anderes Schicksal, jeder wird sein eigenes Land besitzen. . . .“

Er lacht. „Ja, und dann wird die Zeit kommen, wo die Bulgaren und die Türken gute Nachbarn sein werden. Wir werden das unsrige zurückbekommen, sie werden sich zurückziehen . . . weißt Du, was er gesagt?“ „Wir sind beide unglücklich und Allah ist über uns!“ und dann: „Wir einfachen Menschen können uns leicht verstehen; wenn wir das Leben auf Erden machen würden, würde es nie einen Krieg geben!“

Der Laubenkolonist.

(Bekämpfung der Schädlinge.)

Jedem sich mit Gartenbau beschäftigenden Liebhaber sind die zahlreichen Enttäuschungen bekannt, die uns Schädlinge aller Art bereiten. An unseren Obst-, Gemüse- und Blumenkulturen, an Baum und Strauch, überall treten tierische und pflanzliche Schädlinge auf. Zu den schlimmsten tierischen gehören die im Erdreich lebenden Maden verschiedener Insektenarten, von den oft beträchtlichen Schaden stiftenden höher organisierten Tieren nicht zu reden. Andere Maden leben im alten und jungen Holz, Läuse mannigfacher Art auf der Rinde, an den jungen Trieben, den Blättern und Blüten. Oft werden gerade die feinsten und kostbarsten Pflanzen in allererster Linie von tierischen und pilzlichen Schädlingen befallen und ruiniert. Zu den Pilzkrankheiten gehören die verschiedenen falschen Mehltauarten, der in vielen Arten auftretende Kof, der Schorf, der die Früchte verunstaltet, der Polstereschimmel, der sie wertlos macht und zum Faulen bringt und viele andere.

Selbstverständlich ist der Gartenfreund bestrebt, alle diese

Schädlinge, die ihn um die Freude am Garten und um den Ertrag seiner Arbeit bringen, energisch zu bekämpfen. Eine zweifelhaftige Hilfe leisten ihm in diesem Kampfe eine große Anzahl Industrie-ritter, die ebenso wie gegen Krankheiten bei Mensch und Tier alle möglichen Mixturen, sogenannte Geheimmittel zusammenbrauen, um sie dann unter den verschiedensten wohlklingenden Bezeichnungen zu einem verhältnismäßig hohen Preise in den Handel zu bringen. Einsichtige Fachleute kämpfen seit Jahren gegen diese Geheimmittel an, durch die weite Volkskreise in unerhörter Weise ausgebeutet werden. Da aber bekanntlich gegen die Dummheit Götter selbst vergebens kämpfen, ist dieser Kampf bisher ein ziemlich aussichtsloser gewesen. Eines haben alle Geheimmittel gemeinsam, nämlich daß sie viel zu teuer sind. Mixturen, die sich für 5 Pf. herstellen lassen, werden für ebensoviel Mark angeboten und leider auch gekauft. Manche dieser Geheimmittel sind wirkungslos, die meisten wirkungslos, wieder andere vernichten mit den Schädlingen zugleich die befallenen Pflanzen. Der Liebhaber wird stets am besten fahren, wenn er auf die Anwendung jedes Geheimmittels, mag es heißen, wie es will, grundsätzlich verzichtet, zumal ihm einfache, jedem Fachmann bekannte billige, dabei zuverlässige Bekämpfungsmittel zur Verfügung stehen, die entweder den Pflanzen gar nicht oder doch nur so wenig schaden, daß der Zweck nicht zu teuer erkauft wird.

In neuerer Zeit spielt der Schwefel, nicht Schwefelblüte, sondern gemahlener Schwefel, bei der Bekämpfung der mannigfachen Pilzkrankheiten unserer Obstbäume und auch mancher tierischer Schädlinge eine bedeutungsvolle Rolle. Es sei hier gleich bemerkt, daß er keineswegs ein Universalmittel gegen alle tierischen und pilzlichen Schädlinge ist, und daß es Universalmittel weder jetzt gibt, noch voraussichtlich in der Zukunft geben wird.

Der neuen Welt, aus der so viele verderbliche Pflanzenkrankheiten und Schädlinge eingeschleppt worden sind, verdanken wir andererseits auch manche wertvollen Bekämpfungsmittel. Ein solches ist die sogenannte kalifornische Schwefelalkalbrühe, die nun auch in deutschen chemischen Fabriken in einwandfreier Weise hergestellt wird. Diese Brühe gelangt als konzentrierte Flüssigkeit in Blechkannen in den Handel, die stets gut verkorkt gehalten werden müssen. Angewendet wird sie in erster Linie gegen die verderblichsten pilzlichen Schmarotzer der Obstbäume, wie Fuseladium, den Kof der Birnen, den falschen Mehltau aller Obstbäume, Rosen u. a. Man wendet Winter- und Sommerbespritzungen an. Die im Februar bei frost- und schneefreiem Wetter auszuführende Winterbespritzung kann in ziemlich konzentrierter Form vorgenommen werden (1 Teil Brühe auf 2 Teile Wasser) und ist deshalb sehr wirksam. Sobald die Bäume im Trieb oder gar belaubt sind, muß eine weit erheblichere Verdünnung angewendet werden. Ich habe im vorigen Sommer mit bestem Erfolg 1 Teil der konzentrierten Brühe in 30 Teile Wasser verrührt. Da Schwefel die meisten Metalle angreift, muß man sich zur Herstellung der Lösung einer Holzbutte bedienen, auch müssen die üblichen Messingsprühen mit einem neutralen Innenüberzug versehen werden. Die Fabrikanten, von denen diese Sprühen bezogen wurden, übernehmen die Ausführung der erforderlichen Innenpräparation.

Nicht alle im Obstbau zur Verwendung gelangenden Spritzmittel, die Tieren und Pilzen giftig sind, greifen auch die behandelten Kulturpflanzen etwas an; es ist dies der Fall bei Karbolineum, bei der Kupferalkalbrühe und, wenn auch nur in sehr geringem Maße, bei der kalifornischen Schwefelalkalbrühe. Am empfindlichsten gegen jede Bespritzung ist nach meinen Beobachtungen unter den Äpfeln der Sommerapfel Chalamowsky, außerdem sind auch noch die Pfirsiche außerordentlich empfindlich. Diese empfindlichen Bäume verlieren 2—3 Wochen nach der Sommerbespritzung mehr oder weniger Laub, deshalb empfiehlt sich bei ihnen eine stärkere Verdünnung, etwa 1 Teil Brühe auf 35 Teile Wasser.

Gegen tierische Schädlinge wird die kalifornische Brühe besonders wirksam, wenn man ihr etwas Bleiarjenat zusetzt; dieses gelangt jetzt auch als Arjen-Cupretta in den Handel. Bei der Schädlingbekämpfung der Obstbäume gibt man 2 Kilo Arjen-Cupretta auf 100 Liter Spritzflüssigkeit; gegen Schädlinge der Neben 3 Kilo auf die gleiche Menge. Auch dieses bei uns jetzt weit verbreitete Verfahren wurde zuerst in Kalifornien angewendet. Für seiner Anwendung ist infolge der Giftigkeit des Arsens allergrößte Vorsicht geboten, namentlich das Tragen einer Schutzbrille beim Sprühen, Vermeidung des Essens und Rauchens bei der Arbeit, gründliches Waschen von Gesicht und Händen nachher, auch soll nur bei windstillem Wetter gespritzt werden. Die chemischen Fabriken liefern die Arjenpräparate nur gegen von der zuständigen Polizeibehörde ausgestellten Giftschein. Arjen wird bei der Brühe nur bei der Winterbespritzung und dann noch einmal bei der Frühjahrbespritzung zugefugt. Diese letztere nimmt man gleich nach dem Abblühen der Bäume vor. Durch die zweite Bespritzung wird die schädliche Tätigkeit des Apfelwicklers, der die Äpfel und Birnen madig macht, schon nennenswert eingeschränkt, fast ganz ausgeschaltet wird sie, wenn man lehtmals noch Anfang Juni spritzt, doch kommen bei dieser letzten Bespritzung nur späte Winterformen in Frage. Das Gift bleibt dann während der ganzen Flugperiode des Apfelwicklers, der bekanntlich an jede werdende Frucht ein Ei ablegt, wirksam, da er bespritzte Früchte zur Eiablage meidet.

Gepulverter Schwefel findet in neuester Zeit im Gartenbau auch noch anderweitige Verwendung, und zwar einerseits als indirektes wertvolles Düngemittel, andererseits zur Bekämpfung einer in vielen Gärten und Laubenparzellen in unheilvoller Weise auftretenden Kohlskrankheit, der sogenannten Kohlhernie. Es handelt sich hier um eine Bakterienkrankheit, die in den Wurzeln aller Kohlgewächse auftritt, namentlich auf kleinem Gelände, da, wo kein richtiger Fruchtwechsel betrieben wurde und in kurzen Zwischenräumen immer und immer wieder Kohl auf dasselbe Land kam. Diese Krankheit wird auch Braun- und Schwarzfäule genannt. Die oberirdischen Teile der befallenen Pflanzen kümmern, während sich die Wurzeln mit knollenartigen Geschwülsten bedecken. Ist die Krankheit einmal vorhanden, dann tritt sie von Jahr zu Jahr wieder auf. Das einzige Gegenmittel, das man bisher kannte, bestand im Aussehen des Anbaues der Kohlgewächse durch mehrere aufeinanderfolgende Jahre. Jetzt wird folgendes Verfahren mit durchschlagendem Erfolge angewendet. Im Herbst oder Winter wird das verweichte Land mit Nestsfall gedüngt. Man rechnet auf einen halben preussischen Morgen 225 Kilogramm Nestsfall. Im Frühling bringt man dann auf das so gedüngte Land und auch auf seine nähere Umgebung gemahlene Schwefel, und zwar 75 Kilogramm auf einen halben Morgen. Danach erfolgt dann die übliche Bearbeitung, nach dieser die Anpflanzung mit Kohl.

Neben dieser Pilzkrankheit werden die Kohlgewächse auch vielfach von im Boden lebenden kleinen Maden, den sogenannten Nematoden, heimgesucht, die übrigens auch bei verschiedenen Zimmerpflanzen, gewissen Primeln, Begonien und Farnekräutern, natürlich in anderen Arten, die teils in der Blattsubstanz sämmeren, auftreten. Im Gemüsegarten befallen sie in erster Linie alle Kohlgewächse, aber auch Radieschen und Rettiche. Sind sie einmal vorhanden, dann erhalten sie sich dauernd lebensfähig in der Erde, auch wenn man die von ihnen heimgesuchten Gewächse durch Jahre und Jahrzehnte nicht anbaut. Mancher Laubkolonist wird schon im Sommer die Beobachtung gemacht haben, daß Kohlgewächse mitten im freudigsten Wachstum plötzlich welken und absterben. Fast man diese Gewächse dann am Schopfe, so lassen sie sich wie ein Stiel Draht aus dem Boden herausziehen. Am Wurzelhals ist dann von Faserwurzel nichts mehr zu sehen, außerdem zeigt sich die ganze Haupt- oder Pfahlwurzel vollständig zerfressen. Diese Nematoden sind Feinschmecker, sie ziehen allem anderen den zarten Blumenkohl vor. Wenn man diesen abwechselnd mit Weiß-, Rot- und Wirtskohl pflanzt, so wird man immer zunächst die Blumenkohlpflanzen welken und absterben sehen, dann kommen erst die übrigen an die Reihe. Alle Pflanzen, die die Krankheit durch ihr welkes Aussehen erkennen lassen, müssen ausgezogen und verbrannt werden, unter keinen Umständen darf man sie auf den Komposthaufen werfen, da man dadurch die Verbreitung der Nematoden nur fördert. Als erfolgreiches Gegenmittel wendet man Schwefelkohlenstoff an. Einige Zeit vor der beabsichtigten Anpflanzung wird das betreffende Grundstück sachgemäß bearbeitet, dann macht man immer in alleseitigen Abständen von je 50 Zentimeter ein 20 Zentimeter tiefes Loch in die Erde. In jedes dieser Löcher gießt man je 20 Kubikzentimeter Kohlenstoffschwefelstoff. Sobald dieser Schwefelkohlenstoff in ein Loch eingegossen ist, schließt man es gut. Einige Wochen später kann dann unbedenklich die beabsichtigte Pflanzung vorgenommen werden.

Der vorerwähnte Schwefelkohlenstoff ist auch ein vorzügliches Mittel zur Bekämpfung kleiner lästig werdender Säugetiere, wie Wühlratten, Maulwürfe und Feldmäuse. Es gibt besondere Apparate, mittels derer der Kohlenstoffschwefelstoff in die Gänge der genannten Säugetiere gebracht wird, deren Öffnung man danach schließt.

Der Obstzüchter kann jetzt im Winter auch noch mancherlei andere Maßnahmen treffen, durch die er späteren Schaden durch Insektenfraß vorbeugt. Bei dem jetzt zu handhabenden Schneiden für Bäume, das aber, nebenbei bemerkt, überall da am besten unterbleibt, wo zu seiner Ausführung die nötige Sachkenntnis fehlt, achte man genau auf Maupennester und -gespinne. Wo man solche findet, werden sie abgenommen und mit samt der Brut verbrannt. Man findet jetzt auch hier und da die um vorjährige Zweige gefittete Eierlinge des Ringelspinners, namentlich an Apfelbäumen, aber auch an Heckenpflanzen, besonders an Weißbuchen. Jeder dieser Ringe besteht aus etwa 400 dicht und spiralförmig aneinander gefitteten Eiern. Mit jedem gefundenen, abgeschnittenen und verbrannten Eierling vernichtet man also etwa 400 gefräßige Maupen. Mit Beginn des neuen Wachstums schlüpfen die Mäupchen aus, in den nächsten Tagen ziehen sie sich dann des Abends in die Astgabeln der Bäume zurück, was auch noch eine wirksame Vernichtungsmöglichkeit bietet; dann aber verteilen sie sich über die ganze Krone, wachsen rasch zu stattlichen Maupen heran, die denen des Kohlweiklings ähnlich sehen, sie aber an Größe und Stärke erheblich übertreffen, und können in wenigen Tagen selbst ältere Bäume völlig kahl fressen. Glücklicherweise treten noch die erheblich größeren Raupen der Kupferglücke auf. Sie sind schon im Sommer des vorangegangenen Jahres den Eiern entschlüpft und überwintern, bandartig dicht an der Rinde geschmiegt, an den Baumstämmen und Ästen. Da sie sich in ihrer Farbe von der Rinde kaum abheben, sind sie schwer zu erkennen. Meist merkt man erst im vorgeschrit-

tenen Frühling an den kahlgefressenen Leittrieben, auch daran, daß anscheinend gesunde Bäume überhaupt nicht austreiben wollen, das Vorhandensein dieses Schädlings und findet ihn schließlich auch nach sorgfältigem Absuchen der Krone am Tage unbeweglich und bandförmig an der Rinde sitzen.

Die Schildläuse, die Kern- und Steinobst gleichmäßig heimsuchen und oft Stämme und Äste dicht bedecken, sind jetzt wenig empfindlich. Gegen sie geht man am besten in der ersten Aprilhälfte vor, und zwar durch kräftige Tabakbrühe, mit der man die befallenen Stämme und Äste gründlich abbürstet. Gd.

Kleines feuilleton.

Haushirtschaft.

Fastnachtspfannkuchen mit Backpulver. Der uralte heimliche Bereitung eines Sesenteiges zur Pfannkuchenbäckerei ist die Verwendung von Backpulver als Triebmittel vorzuziehen. Für etwa 25 Pfannkuchen braucht man 1 Pfund feinstes Weizenmehl, 2-3 Eßlöffel voll Zucker, $\frac{1}{8}$ - $\frac{1}{4}$ Pfund Butter oder Margarine, 4 Eier, 4 geriebene bittere Mandeln, eine Prise Salz, etwas abgeriebene Zitronenschale, 1-2 Löffel Milch, 1 Päckchen Backpulver für 10 Pf., zum Ausbacken $\frac{1}{4}$ -1 Pfund Palmöl. Die erweichte Butter wird schaumig gerührt. Dazu kommt der Zucker mit den ganzen Eiern. Das Backpulver rührt man durch ein Sieb zu dem Mehl und mischt dies mit den Gewürzen unter flüchtigem Rühren und Schlagen unter dem Teig, der kalt verarbeitet und auch sofort, ohne daß man ein Aufgehen abwartet, gebacken werden muß. Auf einem mit Mehl bestreuten Backblech wird der Teig in Bleistiftstärke ausgerollt. Notfalls muß noch etwas Mehl dazu gegeben werden, bis er nicht mehr klebt.

Mit einem Glase, einem Eierbecher oder einem blechernen Ausstecher werden runde Scheiben ausgestochen. Will man die Pfannkuchen füllen, so muß man etwas Pflaumenmus oder steifgelochte Marmelade vorher leicht erwärmen. Mit einem Teelöffel legt man davon in die Mitte der Platten, bestreicht den Rand mit Eiweiß — die in den Eierschalen verbleibenden Nester genügen hierzu — und deckt leere Teigscheiben darauf. Man drückt die Ränder fest zusammen oder sticht die Pfannkuchen noch einmal mit einem etwas kleineren Ausstecher aus.

Zum Backen läßt man soviel Palmöl in einer niedrigen Kasserolle zergehen, daß die Pfannkuchen darin schwimmen können. Den richtigen Hitzeegrad des Badettes erprobt man, indem man ein kleines Teigklümperchen hineingibt. Färbt es sich bald goldbraun oder zischt ein hineingespritzter Tropfen Wasser, so kann man sofort mit dem Backen beginnen. Es ist wichtig, hierauf zu achten, daß nicht genügend erhitztes Fett in die Pfannkuchen hineinzieht und sie unsmackhaft macht. Die Pfannkuchen müssen auf beiden Seiten schön gelbbraun backen. Mit einem zugespitzten Streichholz sticht man neben der Füllung hinein. Haftet kein Teig mehr an dem Holzchen, so sind die Pfannkuchen gar. Man nimmt sie mit dem Schaumlöffel heraus, läßt das Fett ablaufen und wälzt sie nachher in feinem Zucker. Matgewordenes Fett muß durch Zugabe von frischem Palmöl wieder backfähig gemacht werden. Um das übrig bleibende Fett später gelegentlich wieder verwenden zu können, läßt man es mit etwas Wasser auflösen. Dann läßt man es erstarren, hebt es von dem Wasser ab, schmilzt es in einem passenden Topfchen, läßt erkalten und verwendet es später mit frischem Fett gemischt.

Nach dieser Vorschrift gebackene Pfannkuchen erfordern wenig mehr als eine Stunde Arbeit. Sie bleiben länger als eine Woche land frisch und wohlriechend, was man den Wäckerpfannkuchen belanntlich nicht nachrühmen kann. m. kt.

Verkehrswesen.

Die elektrische Zugförderung in Preußen. Der Betrieb mit Wechselstrom von 15 000 Volt Spannung und $16\frac{2}{3}$ Perioden Spannung in jeder Sekunde der Strecke Bitterfeld-Dessau wird jetzt auf die Strecken nach Magdeburg, Leipzig und Halle ausgedehnt. Drei Nebenwerke sind in Bahren, Marke und Gommern errichtet, die je drei bis vier Transformatoren von je 1500 Kilowatt enthalten und eine doppelgleisige Fahrdrählfreile von 50 Kilometer speisen. Das Hauptwerk Muldenstein erhält 16 neue Steilrohrkessel von je 300 Quadratmeter Heizfläche und vier 3300 Kilowatt-Turbo-dynamos der Siemens-Schudert-Werke, der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft und der Maschinenschwarztopf-Werke. Die Hie und da in den Nebenwerken aufgestellten Transformatoren stammen von den Bergmann-Elektrizitätswerken. Je vier Kessel, eine Turbodynamo und die zugehörigen Transformatoren und Schaltanlagen bilden eine selbständige Kraftwerkgruppe. Das Schalthaus wird vom Maschinenhaus getrennt errichtet. Die Fahrleitung wird umgebaut. Für die Betriebe der preussischen Staatsbahnen sind 72 Lokomotiven bestellt worden. Für Schnellzuglokomotiven kommen drei nebeneinander liegende angetriebene Achsen zur Anwendung, während vor und hinter ihnen je eine nicht angetriebene liegt, für Personen- und Güterzuglokomotiven solche, bei denen zwei Motoren je zwei Achsen antreiben, während nichtangetriebene Achsen gar nicht vorhanden sind.